BERLINER
Volks-Zeitung
Freitag, 10. Januar 1930

Bunte Welt

Stokowski erzieht sein Publikum

Leopold Stokowski, der bekannte und hervorragende Dirigent des Sinfonieorchesters von Philadelphia, vertritt grundsätzlich den Standpunkt, dass das p. t. Publikum sich zum Teufel scheren möge, wenn ihm Herrn Stokowskis Konzerte nicht passen. Seit langem schon hat Herr Stokowski bei dem Publikum durch seine einigermassen schroffen volkserzieherischen Methoden nicht gelinden Anstoss erregt, aber er ist bisher mit seiner Auffassung stets durchgedrungen und hat damit erneut bewiesen, dass die Masse gepeitscht werden will. Vor drei Jahren erlebte Philadelphia seine erste Stokowski-Sensation. Wiederholt hatte der Dirigent durch Zeitungsanzeigen und persönliche Bitten einen Appell an die regelmässig Zuspätkommenden gerichtet, sie möchten doch auf die pünktlichen Konzertbesucher Rücksicht nehmen.

Als alles nichts half, entschloss sich Stokowski, die Rücksichtslosen mit gleicher Rücksichtslosigkeit zu strafen. Ein festliches Publikum war in der grossen Halle versammelt, aber auf dem Podium sass nur ein einziger Musiker, der Trommler, der ziemlich ungeniert an den tönenden Membranen seiner Instrumente herumprobierte. Eine Viertelstunde verging, und viele begannen ungeduldig zu werden. Da erschien endlich Stokowski, und gemütlich schlenderte er dem Dirigentenpult zu. Hinter ihm kamen drei oder vier Geiger. Langsam folgten ihnen vereinzelte Kollegen aus der Abteilung der Bassgeigen, dann einer oder der andere Flötist. Und dieses verzettelte Ensemble begann Stokowski nun zu dirigieren. Auf dem Programm stand eine Bruckner-Sinfonie. Das Rumpforchester mochte an die hundert Takte weit gediehen sein, da tauchten mit noch grösserer Verspätung die Herren Cellisten auf, rückten geräuschvoll ihre Stühle zurecht und machten es sich bequem, um an passender Stelle in den Text ihrer Partituren einzuspringen. Gegen Ende des ersten Satzes war in dieser Weise das Orchester allmählich vollständig geworden — und Stokowski hatte seinem Publikum eine Lektion erteilt, die es nicht so bald wieder vergass, denn von da ab erschienen die meisten Konzertbesucher pünktlich zur angesetzten Stunde.

Wer auch dann noch nicht hatte hören wollen, wurde kurzerhand aus dem Konzertsaal ausgesperrt und durfte bis zur grossen Pause, das heisst zum mindesten drei Viertelstunden, draussen stehen bleiben. Seitdem hat sich Herr Stokowski noch mancherlei ähnliche Scherze herausgenommen. Einmal liess er den ganzen Saal abdunkeln und auch sein ganzes Orchester in der Finsternis sitzen. Nur über seinem erlauchten Haupte strahlte eine grosse Bernsteinlampe, wobei nicht deutlich wurde, ob es auf den musikalischen oder den Beleuchtungseffekt dieses Experimentes ankam.

Vor ein paar Tagen hat er sich den Spass geleistet, in dem Augenblick, als gerade der erste Satz eines Orchesterwerkes von dem dankbaren Publikum mit Begeisterung applaudiert worden war, in heller Empörung auf seinem Podium Kehrt zu machen und den Zuhörern eine Philippika zu halten, die sich gewaschen hatte. Barbarisch sei es, in die Wiedergabe eines Werkes mit derartiger unnützer Lärmerei hereinzuplatzen. Ueberhaupt sei das Händeklatschen ganz veraltet. Ob denn das Publikum gar nicht lernen könne, sich im Konzert anständig zu benehmen? Ganz verschüchtert sassen die befrackten und in Abendkleidern und Juwelen glänzenden Damen und Herren in ihrem Parkett, und keiner wagte zu mucksen. Dann aber, als Stokowski geendet und den Taktstock wieder ergriffen hatte, setzte brausender Beifall ein. Und siehe da, auch diese Lektion hatte gewirkt. Zu Nutz und Frommen deutscher Musikliebhaber sei das System Stokowski den deutschen Dirigenten hiermit zur Kenntnis gebracht.

M. J.

Briefwechsel des englischen Königs mit Gott. Eine religiöse Gemeinschaft einer der westlichen Inseln Schottlands hatte von der zuständigen Behörde die Benutzung eines der Gemeinde gehörigen Gebäudes für die Zwecke ihrer religiösen Zusammenkünfte verlangt. Das Gesuch wurde abgelehnt, ebenso ein zweites Gesuch an den Staatssekretär für Schottland, so dass die Sektierer sich schliesslich als höchste Instanz an den englischen König selbst wenden mussten. Sie taten dies in einem Schreiben, das mit den Worten beginnt: Seine Majestät, der Gott über England und die Welt benachrichtigt Sie, dass usw. —, worauf der König seinen Kabinettssekretär trotzdem antworten liess: Ich sehe darin keinen Grund, die vorausgegangenen Entscheidungen umzustossen.

Das Schosshündchen

Das Warschauer Blatt „Dobry Wieczor" berichtet von einem tragikomischen Vorkommnis, das augenblicklich in der polnischen Hauptstadt lebhaft besprochen wird. Der Industrielle Stanislaus D. ist erst kurze Zeit beweibt und hat ausser anderen Geschenken seiner jungen Gattin einen entzückenden Zwergpintscher zum Angebinde gemacht. Wie der Ehemann versicherte, wäre das Tierchen der gleichen berühmten Pariser Zuchtstätte entsprungen, aus der Künstlerinnen wie Madame Mistinguette und Yvette Guilbert ihre kleinen Lieblinge beziehen. Abstammung und Charakter wären tadellos. Tatsächlich verleugnete „Azor" keineswegs seine Herkunft, denn er frass mit Vorliebe Schokolade französischen Ursprunges, vielleicht auch nur deshalb, weil seine Herrin sie bevorzugte. An einem Nachmittage erklärte Stanislaus D., er müsse im Kraftwagen eine Geschäftstour für mehrere Stunden unternehmen, und Azor wurde zur gewohnten Stunde von seiner Herrin spazieren geführt. Als man sich in der Nähe eines Parkes vor den Augen der Hundefänger sicher fühlte, befreite die Dame Azor von Leine und Maulkorb. Sofort lief das Hündchen fröhlich kläffend eine Villenstrasse hinunter und war von einem Hause nicht fortzubringen. Azor winselte so lange, bis seine Herrin ihn dort eintreten liess, und die erstaunte Dame folgte dem Tier bis zum ersten Stockwerk, wo es stehenblieb. Azor begann freudig zu bellen, und die neugierige Frau D. liess sich verleiten, auf den Klingelknopf zu drücken. Beim Oeffnen der Pforte sah sie zu ihrem Erstaunen ihren Gatten in nicht sehr salonfähiger Aufmachung und hinter ihm die Gestalt einer reizenden Blondine, an der Azor freudig heraufsprang und der er winselnd die Hände leckte. Frau D. begann hysterische Schreie auszustossen, den zuströmenden Hausbewohnern erklärte sie, nicht eher weichen zu wollen, bis die Polizei, die auch bald zur Stelle war, ein Protokoll aufgenommen hätte. Azor hatte einst der Freundin des Herrn D. gehört, die seiner überdrüssig geworden war. Herr Stanislaus D. hatte das Tierchen aus der „berühmten Pariser Zuchtanstalt" seiner jungen Frau weitergeschenkt, und Azor hatte in der Nähe der Wohnung seiner ehemaligen Herrin Sehnsucht nach dieser Dame empfunden. Der Schosshund wurde seinem früheren Frauchen zugestellt. Gleichzeitig wurde eine Klage auf Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft mit Herrn Stanislaus D. eingereicht.

M. L.

Den Sohn nach 44 Jahren gefunden

Eine Geschichte, die man in jedem Film als unwahrscheinlich ablehnen würde, ist jetzt in dem französischen Ort Quivrechain in der Nähe von St. Omer vorgekommen. In einem Café dieses Ortes erzählte ein Bergarbeiter die Geschichte seines Lebens: Sein Vater habe in diesem Dorf seine Mutter im Jahre 1885 verlassen und ihn nach Amerika mitgenommen, als er drei Jahre war. Kurz nach der Ankunft sei sein Vater gestorben, und er sei von Polen als Kind angenommen worden, die aus ihm einen Bergarbeiter machten. Er sei dann nach Frankreich zurückgekehrt und habe als polnischer Arbeiter in der Grube von Hensies sein Brot verdient. Nicht weit von dem Tisch sass eine ältere Frau, die immer gespannter zuhörte. Dann trat sie heran und richtete an den Erzähler mehrere Fragen, die sich auf seinen Vater bezogen. Die Antworten bestätigten ihre Vermutung. Der Bergarbeiter jedoch war sehr erstaunt, als die Frau plötzlich in grosser Erregung auf ihn zusprang, ihn umarmte und ihm erklärte, er wäre kein Pole, sondern ein Franzose, und er wäre ihr Sohn, der ihr vor 44 Jahren von ihrem Manne, der sie verliess, geraubt worden sei.

DU? /

Der Roman eines seltsamen Menschen
von PETER FLAMM

Copyright: Paul Zsolnay in Wien

18. Fortsetzung

Nachdruck verboten

Fremde, die unter Führung der eingeborenen Neger über quergestürzte zusammengeflochtene Palmriesen die Spalten beim Aufstieg zum Kratersee übersteigen, kehren eilends um, berichten von den haushohen, langsam und zäh fortkriechenden Massen der schwarz und rot glühenden Lawa. Nervosität beginnt wie ein leises Fieber die Menge zu erregen, ängstliche Blicke schauen zu der gelben Wolke hinauf, einige denken an Abreise. Lächerlich, der Vulkan ist längst erloschen, was da sich bewegt, ein wenig dampft und stäubt, ist nur der Ausgleich von Spannungen im Erdinnern, wie sie bedeutungslos immer einmal vorkommen. Die Polizei hat Vorsorge getroffen, dass niemand zu nah in die gefährdete Gegend oben zum Krater geht, die Behörden sind auf der Wacht, zu Unruhe ist keinerlei Veranlassung. Wer überängstlich seine Sachen gepackt, schliesst seine Koffer wieder ins Dunkel, die Behörden haben keine Bedenken, sie müssen es wissen.

An diesem Morgen hat sich die Wolke oben verfärbt, ein giftiges Blau mit grünlich flämmernden Rändern hebt sich langsam vom Rande des Kraters los, steht niedrig geduckt am Himmel, segelt arglistig sich blähend gegen die Strassen der Stadt.

Ja, es ist der „Tag der Rasse", die Geschäfte sind geschlossen, niemand im Hause, eine froh und festlich erregte Masse fiebert durch die Strassen, über die Plätze, in die Tanzlokale und Restaurationen, Autos mit eleganten Frauen fahren blumengeschmückt über den Korso. Hinter uniformierten Musikkapellen marschiert Militär mit entrollten Fahnen, Vereine, Handwerker, Feuerwehrleute kommen mit ihren Emblemen, auf den Bürgersteigen, vor den Kirchen und Plätzen überall winkende Menschen. Die Laternen brennen, auf den Strassen, in den Wirtschaften und Häusern, das Licht ist gelb geworden, dann blassbraun und verwelkt, schliesslich schwarz, ins bläuliche schimmernd, obwohl es Mittag ist, kann man kaum ein paar Meter weit seine Umgebung erkennen. Die Lichter der Laternen stehen wie erstorbene und erstickte Kreise in der Luft. Mühsam nur tastet sich der frohe Zug voran, die Musik kämpft mit Walzern und Parademärschen gegen den Tod. Plötzlich ist er da, die Wolke oben hat sich blau entzündet, mit blutroten Rändern fegt sie brennend, Büschel ununterbrochener elektrischen Entladungen vor sich her sprühend, in die Stadt. Die Erde beginnt zu beben, ein dunkles, dumpfes Trommeln begleitet ihren Weg.

Zuerst in den Vororten, den Quartieren der Neger, den kleinen einfachen Lehmhütten, da stehen breite fettige Weiber beim Kochen am Herd, während vor der Tür die Kinder mit kleinen schwarzen Locken über den braunen Köpfchen, riesenhafte Augen, in denen das Weiss bläulich schimmert, mit Murmeln und braunen Holzstückchen spielen, sie dürfen nicht zu dem grossen Festzug hinein. Ein paar Häuser weiter spricht der Vater in einer erregten Versammlung von ein paar hundert Schwarzen über die Rechtlosigkeit ihrer Rasse. Sie werden sich zusammenschliessen, Neger aller Erdteile, eine Millionenarmee. Revolution knistert in der Luft, man wird es den Weissen beibringen, dass sie vollgültig sind wie sie. Hier sind sie die Stärkeren, lassen sich nicht mehr als Sklaven knebeln, Menschen geringeren Wertes, hochaufgerichtet strömen sie auf die Strasse. Ihre Eleganz, blauer Schal, braunes Schuhwerk, wunderbar abgestimmt zu ihrer Hautfarbe, leuchtet wie bunte Herbstblumen. Vor der Kirche steht ein anderer Haufen, mit langen Hälsen, dürren, gestikulierenden Armen, drinnen predigt ein Negerpriester das Evangelium der Liebe —: da kommt die Wolke, lautlos sinken die Menschen um, die erschütterten Männer in der Kirche und die gestikulierenden draussen, der Priester oben auf seiner Kanzel, der Mann an der Orgel und die spielenden Kinder vor den Häusern und in den Strassen, ihre Lungen, ihre Leiber aufgeschwemmt, gelb, angepumpt mit Gas, fallen steif übereinander, Schlammströme und kochende Wasser stürzen über sie hinweg, schäumen durch die Spalten der Türen, in die Fenster, in die Wohnungen und Höfe, in den Banken schmelzen die grössten Tresors in wenigen Sekunden, Autos fliegen mit einem Knall in die Luft, schleudern die eleganten Frauen mit ihren Kavalieren als schwarz verkohlte Leichen umher. Wie ein Halm knickt das Eisenfiligran der riesigen Funkmaste, in den elektrischen Bahnen zuckt der gleiche tödliche Schlag durch tausend Leiber, Tausende von Kranken, von Irren sind zugleich mit ihren Aerzten, Schwestern und Pflegern von dem Leiden ihres Lebens erlöst. Kreissende gebären ihre Kinder in den Tod, auf den Friedhöfen ziehen die Toten die Trauerversammlungen ins gleiche Grab, Munitionsdepots, Eisenbahnen, Fabriken, Bars, Sportpaläste, Kinos, Tanzsäle, Bordelle, Kaufherren und ihre Angestellten mit allen Auslagen der kostbarsten Waren, mit Cafés, Beamten, Gerichtsgebäuden, Wucherern, Bettlern, Liebenden in ihren Betten, im Orgasmus der Leidenschaft, Friseure, Kellner, Anwälte, Lastträger —: grauviolett beginnt der Nebelballen zu phosphoreszieren, dringt immer weiter, erreicht den Zug der festlich Feiernden, Fahnen, Musik, Lachen, Uniformen, alles brennt in Sekunden zu riesenhaften Flammen, rennen schreiend lebendige Fackeln, brennendes Gas zwischen den Lippen, bis es umsinkt, schwarz, verkohlt. Dinge, Tiere, Pflanzen und Menschen, eine einzige schwarze, unkenntliche Masse.

Währenddessen bebt der Boden, im Hafen werden die Schiffe aneinander schollernd haushoch in die Höhe gehoben und mitsamt ihrer toten Besatzung kilometerweit in die Strassen geschleudert. Ein einziger Feuerwall brennt blau und rot über Menschen, Schicksale, verkohlte Leichen.

Alles ist verbrannt, kein Gesicht mehr, kein Laut, kein Atem, kein Leben, überall ist das Gas eingedrungen,

nichts ist übrig geblieben als ein kleiner viereckiger Raum, ein kleines, dunkles, schmutziges, unterirdisches Gefängnis mit einem einzigen Menschen darin. Ein einziger Mensch, eingesperrt hier von seinen Mitmenschen, er allein atmend, schauend, lebend, allein unter achtundzwanzigtausend Toten.

XXXIX.

Van Steen steht über dem Keller seines Gefängnisses, dreht sich erstarrt um sich selbst, wischt ein paarmal mit der Hand über die Augen, ein Zittern befällt ihn, langsam löst sich von den erblassenden Lippen ein Schrei, gell und entsetzlich. Das Feuer ist ausgebrannt, aber der Boden glimmt noch, glühende Luftwellen stechen ihm ins Gesicht, zehren ihm die Haut schwarz, Geruch von Brand ätzt in schwarzen Wolken in Augen und Nase, es ist fast Nacht. Asche und Staub fällt grau auf sein Haar, endlich beginnt er zu laufen, das Leder seiner Schuhe ist längst durchgebrannt, nackte Sohlen, verkohlt, mit Blut und Schorf bedeckt, fühlen keine Schmerzen mehr. Eine grässliche Stille liegt wie mit verdickten Wänden über seinen Ohren, schreiend wankt er immer weiter, allmählich lässt die Kraft seiner Stimme nach, heiser und versengt sickert sie immer trockener und leiser, hört endlich ganz auf. Ihm ist, als schlucke er trockene Watte, ein taubes Rad saust in seinem Hirn, seine Gedanken fallen durcheinander. Immer weiter geht der glühende Weg, durch Häuser hindurch, Mauern und Wohnungen, nichts entgeht seinem Blick, an einer Stelle steht das verbrannte Gerüst eines Kinderwagens, ein Grammophon daneben, hier ist getanzt worden, ein Baby lag zwischen den verbogenen Stangen, spielerisch die Händchen nach der Musik streckend, van Steen fasst mit zitternden Händen da hinein, zieht den kleinen verkohlten Leichnam heraus. Schwarzes blättert ab, knisternd zu Boden, da liegen die verschränkten Leichen der Tanzenden, aneinandergedrückt, Leib an Leib, kam der Tod, mitten in die Verschlingungen hinein, es war wohl der Geburtstag des Kindes, eine von diesen ist die Mutter, aber keine Gesichter mehr sind zu erkennen, es ist eine einzige schwarze und graue Masse. Balken liegen dazwischen, Schutt und Drähte. Van Steen geht mitten durch die Mauern hindurch, klettert über Stufen und Stühle, man braucht keine Türen mehr, das Leben, das hier gelebt wurde, hat keine Geheimnisse mehr, es liegt alles offen. Strassen und Häuser sind kein Unterschied, van Steen steht wieder vor seinem Keller, er ist in die Runde gegangen. Auf seinen Armen der Leichnam des Kindes, er hat es nicht da lassen wollen, mechanisch trägt er es vor sich hin, er muss in sein Gefängnis zurück, hat man ihn da nicht eingesperrt? Wer? Ach, niemand, niemand, Tote, Tote haben ihn da hinuntergestossen, ein Toter hat ihm Speise gegeben und ihn bewacht, ein Mädchen — auch tot? Vögelchen, kleine singende Kehle, dunkle Augen, eingegangen in wen nun? Alles tot, alles —

Und er lebt, er — —

Ein Lachen bricht plötzlich aus seinem Mund, ein irres Kichern, das tote Kind im Arm, beginnt er an den kahlen Wänden entlang wieder seinen Tanz. Mit langen Sprüngen umherjagend, das Gesicht furchtbar verzerrt, singt er dem kleinen Leichnam ein Wiegenlied, eine kleine heisere Melodie, aber es ist nur noch ein zerbrochenes Lallen, nach wenigen Minuten versagen ihm die Knie, wimmernd bricht er auf die harten Steine des Bodens. —

Inzwischen ist vom Meer aus ein Schiff langsam herangedampft. Der Kapitän, die Offiziere stehen auf der Brücke, an der Reeling, rufen sich gegenseitig an, glauben, Wahnsinn habe sie befallen, mitten im Tag wird Nacht, und in der Luft braune, flatternde Flocken. Statt Hafen, Häusern und wimmelnden Menschen nur eine schwarze glimmende Masse. Erstarrt vor Schrecken, nie gekannte Angst im Auge, das unbewegt Taifun und Untergang gesehen, gibt der Kapitän endlich den Befehl, ganz vorsichtig heranzudampfen. Mit weit aufgerissenen Augen starrt die Mannschaft auf die ersten heranschwemmenden Leichen. Keiner wagt sich zu rühren. Endlich bestimmt der Kapitän, ein Boot klar zu machen; er selbst geht mit dem Arzt und ein paar Matrosen hinein. Mit äusserster Gefahr und Anstrengung, da die See immer noch hochgeht und das Boot erreicht sein will im Augenblick, wenn gerade ein Wellenberg es an die Gangwy hochtreibt. Endlich sind alle an ihrem Platz, die Matrosen legen sich mit voller Kraft in die Riemen, schweigend brauchen sie über eine halbe Stunde, ehe endlich das Ufer erreicht ist, aber nach wenigen Minuten schon müssen sie wieder zurück, denn so heiss dampft Atem und Schicksal dieser Erde ihnen entgegen, so glühend noch sengt dieser Boden die Haut, dass nach wenigen Schritten schon ein Matrose ohnmächtig umsinkt und den andern empfindliche Brandwunden an den Füssen schmerzen.

Noch zweimal vergeblich versuchen sie die Landung; endlich am dritten Tage, nachdem zwei Nächte um ein Geringes Kühlung gebracht und sie vorher besondere Stelzen unter die Sohlen genagelt, gelingt es, in die Trümmer einzudringen. Wortlos suchen sie Meter um Meter nach Lebenden ab; in einer zweiten und dritten Landung die ganze Mannschaft, Holz, Schuttmassen, Kohle, Splitter, Stein und Zement, durch alles kämpfen sie sich mutig hindurch, trennen mit Säge und Axt, klettern über Mauern, über Drähte, drücken sich durch schmalste Durchgänge, fassen in fanatischem Eifer unbekümmert in die glimmenden Trümmer, ein paar müssen mit Brandwunden zurück, aber nach ein paar Stunden sind sie mit Zinkbinden darum schon wieder bei den andern. Ohne Ermatten geht es weiter, immer wieder gebückt, immer wieder lauschend nach einer Stimme, einer kleinen Bewegung, einem geringsten Zeichen von lebendigem Atem. Aber es bleibt alles stumm, mit zusammengebissenen Zähnen arbeiten sie sich weiter, trotz aller Hast, Eifer und zähem Willen geht es unendlich langsam vorwärts, es ist eine ganze Stadt, kilometerweit immer das gleiche.

Am fünften Tag endlich hören sie ein fernes leises Wimmern, es scheint aus der Erde zu kommen. Nach fünf Tagen Schweigen der erste Ton. Mit klopfendem Blut, zitternd vor Erschöpfung, gelähmt fast vor Erschütterung, stolpern sie von allen Seiten darauf zu, dringen die Stufen herunter, durch die geschmolzenen Stäbe der Klappe die Leiter herab, tasten sich vorsichtig durch das Dunkel, finden, in die Ecke gekauert, einen alten Mann mit schlohweissen Haaren, weissen, bebenden Lippen, leeren, riesenhaft geöffneten Augen, wimmernd und wirr vor sich hinstammelnd, den toten, schon stark in Verwesung zerfallenden Körper eines Kindes gegen die Brust gedrückt.

Sekunden vergehen, keiner wagt es zunächst, bei diesem Anblick sich zu rühren. Endlich fasst einer Mut, geht auf ihn zu, sagt, wer sie seien, dass er ihnen folgen möge, dass sie glücklich sind, ihn gerettet zu haben, wenigstens einen von allen denen, die da draussen liegen. Der Mann da in der Ecke rührt sich nicht, blickt starr und fremd wie durch sie hindurch. Noch einmal wiederholt jener seine Bitte, ihnen zum Schiff zu folgen, das draussen am Ufer liege. Mechanisch schüttelt er den Kopf, verwirrt beratschlagt man, was zu tun sei. Einer ist schon gehetzt, den Kapitän zu holen. Der kommt nun mit dem Arzt die Leiter hinab, aber auch er erreicht nichts weiter, es bleibt nichts anderes übrig, als mit Gewalt den Leichnam ihm aus den Händen zu winden. Platt legt er sich jetzt auf die Erde, krallt sich winselnd in den Boden. Mit ungeheuerer Mühe nur gelingt es, ihn von da loszureissen. Einzeln muss man ihm die Finger losbrechen. Wie man ihn auf die Beine richtet, fällt er vor Schwäche sofort wieder in die Knie. Es bleibt nichts anderes übrig, als ihn zur Leiter zu tragen. Vier Mann heben und ziehen ihn die Stufen hinauf, tragen ihn vorsichtig Schritt um Schritt über den immer noch heissen Boden, zum Boot hinüber. Noch unterwegs flösst der Arzt dem nun Willenlosen etwas Schnaps durch die Lippen, noch einmal entsteht eine Schwierigkeit beim Hinüberheben über die Gangwy, aber auch das ist gelungen. Reglos liegt er in der Kabine des Arztes, in weiss bezogener Koje, die Lider sind geschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

DAS WIEDERSEHEN

Von HERBERT SCHLÜTER

„Das sind jetzt mindestens zwanzig Jahre her, dass ich dich nicht gesehen habe," sagt Anita, „ich meine, richtig gesehen, ein paarmal fuhren wir ja aneinander vorbei." Sie führt ihre Hand flüchtig über die Stirn. Diese zarte Geste der Verlegenheit erkennt Albert wieder. Auch diese ihre kleine, nichtige Hand, bei der ihm damals immer die blumigsten Metaphern eingefallen waren. Er hatte die Gewohnheit gehabt, sie ihr dann in einer spöttischen Manier mitzuteilen."

„Ja", sagte Albert. — Anita hört dieses Ja, hört den grossen Chor der Stimmen ihrer Gäste und auch das Sausen des eigenen Blutes. — Ich darf kein einziges Glas Wein mehr trinken, denkt sie, sonst werde ich unbedingt zu traurig. — Eine Stimme wird plötzlich vernehmbar, für einen ganz flüchtigen Moment: „Glauben Sie, dass Schurin mit nach Russland geht?" — Von sehr weit dringt eine Tanzmelodie zu ihnen herüber.

„Wollen wir tanzen gehen?" fragt Albert und steht schon auf. Während sie nebeneinander gehen, durch die sich teilende Masse der Gäste, erinnert sich Anita einer ihrer flüchtigen Begegnungen, die auf einem Bahnhof stattgefunden hatte, dem Bahnhof einer Hafenstadt, wie ihr einfällt. Vielleicht aber auch hat sie davon nur einmal geträumt.

Sie legt, leicht, fast gewichtlos, ihre Hand auf seine Schulter. Mit einemmal ist alles heiterer und beschwingter. — Das ist eine hübsche Melodie, denkt Albert. — „Und was hast du in all den Jahren gemacht, mein Lieber, wo warst du?"

Albert führt behutsam diesen schmalen und lieblichen Körper zum Takt der Jazzband. Er hat immer, wenn er sie umfasst, sehr die Empfindung, zurückgekehrt zu sein in eine alte Heimat, zu einem alten, etwas vernachlässigten, doch geliebten Besitz. Unbewusst erhält seine Haltung während des Tanzes den Charakter des Beschirmens. Offen gesagt, es ist ihm lästig, jetzt Rede und Antwort stehen zu sollen. „Ich war viel auf Reisen," sagte er, „du weisst ja vom letzten Male —" Er runzelt ein wenig die Stirn. — „Ach, ja", sagt Anita, der in Wahrheit die genaueren Umstände dieses letzten Males entfallen sind.

„Ich war viel eingeladen," nimmt, mehr aus Höflichkeit als aus wahrem Mitteilungsbedürfnis, Albert wieder auf, „ich habe gearbeitet — lange Zeit auf dem Landgut eines englischen Freundes."

Natürlich auf dem eines Freundes, überlegte Anita, er hat doch noch nie in einem Hause gewohnt, das ihm gehört hat. „Wieder eine Biographie?" fragt sie ihn, etwas abrupt.

Das Schicksal hatte Alberts Geburt in die Nähe eines Staatsmannes gesetzt. Dieser Umstand bestimmte ihn in seiner Jugend, die Biographie seines Verwandten nach dessen Tode zu schreiben. Er hatte nun einmal die Gewohnheit des Biographienschreibens angenommen. Aber da sein natürlicher Rhythmus ebenso unruhig wie langsam war, war er über die zweite niemals hinausgekommen.

Albert weicht Anitas Frage aus. „Das ist vorläufig schwer zu definieren, weisst du", sagt er und lächelt auf sie hernieder. Vor dem — eigentlich etwas schmuddligen und dennoch sehr sonnigen — Schmelz seines Lächelns — seine Mundpartie war von je undeutlich und etwas schwammig gewesen — zerbricht ihr ironischer Vorbehalt. — Ob uns Schurin sieht? denkt sie.

Schade, dass der Tanz zu Ende ist. „Kennst du eigentlich meinen Mann genauer?" Anita lässt sich, etwas erschöpft, in einem vom Zentrum der Geselligkeit entfernten Zimmer nieder. — „Schurin?" fragt Albert zurück, „natürlich kennen wir uns, aber nur so —." Er macht eine seiner Handbewegungen, an denen Anita ihn gleichsam wiedererkennt. Sie lacht. „Aber kennst du überhaupt meine Kinder?" fragt sie weiter. Nein? Also die müsste er diesmal kennenlernen. Allerdings könnte das nicht hier geschehen. Er müsste zu diesem Zweck mit ihnen nach Cladow fahren, in ihr „Sommerhäuschen". — Albert sagt: „Sehr gern." Sein Instinkt, der ein Instinkt der Flucht ist, möchte ihn antreiben, zu sagen, dass er für übermorgen eine dringliche Einladung nach wer weiss wo habe. Aber die Trägheit, die ihn so oft am Lügen gehindert hat, im Verein mit ein wenig Höflichkeit — und ein ganz klein wenig seiner alten Neigung für Anita — lassen ihn die Einladung also annehmen.

„Abgemacht," sagte Anita und streckt ihm die Hand hin. — Genau betrachtet, hat sie noch immer etwas Kindliches, denkt Albert, der einen Kuss auf ihre Hand drückt, indes Anita seinen gebeugten Kopf ansieht. Er ist sehr licht geworden, bis auf einen rührend kleinen Schopf ganz oben. Im Grunde, muss sie denken, hat er doch ein für allemal etwas reizend Jungenhaftes. Anita und Albert lächeln einander zu. „Wie reizend du bist," sagt ihr Albert. — Wirklich, wie süss ist ihr Lächeln, findet er, obwohl zugestandenermassen es heute eine etwas künstliche Süsse ist, denn ihr Mund ist scharf geworden und eher böse. Allein ich, wahrscheinlich unter allen Leuten hier nur ich, weiss, wie echt das Süsse ihres Lächelns ist. Das ist der Rest ihrer Jugend.

„Da kommt Schurin," sagt Anita. Albert steht auf. „Grüss Gott." sagt Herr Schurin, sein Gesicht erhält einen Ausdruck von Bedeutsamkeit und Liebenswürdigkeit zugleich. Albert erinnert sich, vor Zeiten von Herrn Schurin nie anders als von der „blonden Belanglosigkeit" gedacht zu haben. Er ist erstaunt, den jungen Mann zu Würden gekommen zu sehen. Schurin empfindet Aehnliches. Er freut sich, — eine Freude, der Erstaunen beigemischt ist — von dem jugendlichen „Strahlen", das ihm immer die spezifische Erinnerung an Albert erschien, keinen Schimmer mehr zu entdecken. Wie vernünftig wir alle geworden sind, möchte er beinahe laut sagen.

So ist die Herzlichkeit, die er zeigt, weniger die eigentliche Wiedersehensfreude, als die Freude, einiges nicht wiederzusehen. Spontan fordert er Albert auf, ein Glas mit ihm zu trinken. „Auf unser Wiedersehen," sagt er. Die Jovialität seines Lächelns berührt Albert stark. — Im Grunde ist er ein harmloser Bursche, überlegt er, natürlich etwas plump so deutschplump. — „also Sie gehen nach Moskau, — höre ich —."

„Um Gottes willen," sagt Herr Schurin, „seien Sie still. Möglich ist es ja, dass ich dem neuen Gesandten mitgegeben werde. Ich bin ein ausgezeichneter theoretischer Kenner der neuen russischen Verhältnisse, sonst habe ich natürlich keine Verdienste —." Schurin ermahnt Albert, vor allem mit diesen Mitteilungen diskret zu sein.

Anita ist plötzlich verschwunden. Albert fühlt sich am Arm des Ehrgeizigen ein wenig ungemütlich. „Sie gehen ja so eilig", sagt er und zeigt ein harmloses Lächeln. In Wahrheit ist er gereizt.

„Wirklich?" fragt Schurin und lacht kräftig heraus, auf männliche Art, „ja, unser Berliner Tempo."

Gerhard Schurin macht Albert mit seinem Bruder Joseph, genannt Josi, bekannt. „Auch einer von der Literatur", sagt er, in dieser Art, die Albert schon damals schlechthin als die „Schurinsche Art" bezeichnete.

Während Josi ihn in ein Gespräch speziellster Natur verwickelt — eine seiner Eigentümlichkeiten ist, Mitteilungen konkretester Art zu machen, deren Richtigkeit überaus unkontrollierbar ist, zum Beispiel Einzelheiten von der japanischen Perlenfischerei —, sucht Albert mit den Augen Anita. Als er sie endlich, in einem Zirkel von Fräcken, entdeckt, spürt er eine plötzliche Freude. — Eigentlich ist sie gar nicht mütterlich, denkt er. Er hat Lust, Joseph Schurin nach den Kindern seiner Schwägerin zu fragen. Statt dessen bemerkt er, dass Josi seinerseits eine Frage an ihn gerichtet hat. Erschrocken sieht Albert in dieses ruinierte Knabengesicht des Vierzigjährigen. „Also sagen Sie mir ruhig ganz offen Ihre Meinung darüber, ganz unbeeinflusst von den Theorien meines Bruders —", verlangt Josi zu wissen.

„Ja —", sagt Albert, halb amüsiert, halb hilflos und sehr abwartend.

„Nun also", triumphiert Josi, „da Sie mir selbst zugeben, dass auch dies seine Ursache im U-Bootkrieg hat —" . . . Eine andere Besonderheit Josis ist, in der Aufdeckung einer Ursachenreihe sich plötzlich blind in die eine zu verlieben, unter der ungerechtesten Hintanstellung der übrigen, deren Akzidenz nur meist die so bevorzugte ist.

„Entschuldigen Sie mich", sagt Albert. „Ich sehe, Ihre Schwägerin winkt mir." —

Anita und Albert stehen auf einem kleinen Balkon. Die Luft ist kühl. Der Himmel über ihnen ist rot von der Stadt.

Ihre Jugend nachahmend, glauben sie, vor den anderen hierhin „ausgerückt" zu sein. Aber damals hätten sie dann diesen Moment zu einer verstohlenen Zärtlichkeit benützt.

„Ich glaube", sagt Anita, „meine Gäste wollen sich von mir verabschieden." Sie tritt zurück ins Zimmer.